

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22 Sgr. (4 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Nehren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlöbl. Post-Ämtern.

Literatur des Auslandes.

N^o 64.

Berlin, Mittwoch den 29. Mai

1833.

Frankreich.

Die Französischen Coteries.

Ein Capriccio, von Biennet.

Die Spitzbuben und die Diebe treten in Banden zusammen, um sich gegenseitig Beistand zu leisten, um auf Kosten der ehrlichen Leute zu leben, um sich zu ihrem Vortheil von dem ewigen Gesetz des Mein und Dein zu befreien, welches Cicero gegen das agrarische Gesetz verteidigte, und dessen Umsturz die Saint-Simonisten herbeiführen wollen. Die politischen und literarischen Mittelmächtigkeiten vereinigen sich in Coteries, um sich auf Kosten des wahren Verdienstes Bahn zu machen. Die Einen suchen Reich ohne Ehre, die Anderen Ehre und Geld; denn in diesem positiven und berechnenden Jahrhundert schätzt man die Ehre nur für das, was sie an klingender Münze einbringt. Gewissen und Wahrheit sind zwei klassische Worte, welche man aus dem Wörterbuch der Coteries verbannt hat. Diejenigen anschwärzen, welche nicht zu ihnen gehören, den Werth der Ihrigen überschätzen, die Adepten gegen die Kritik beschützen, alle Mittel, erlaube und unerlaube, anwenden, um sich einen Ruf, Würden oder Reichthümer zu erwerben, sich über die menschliche Gerechtigkeit und über die öffentliche Meinung lustig machen, ihr verabredete Lügen aufzwingen, die Geschichte der Zeitgenossen nach Gurdanken verfälschen, große Männer im Schoße der Verbrüderung fabriziren, und außer dem Kreise derselben keine anerkennen — das ist der Zweck und der Grundsatz aller Coteries, und sie erreichen fast immer ihr Ziel; denn die arme Welt, in welcher zu leben oder zu vegetiren wir verurtheilt sind, hat weder Zeit noch Lust, sich selbst ein Urtheil zu bilden; sie glaubt lieber, als daß sie prüft; sie macht sich nichts daraus, getäuscht zu werden, wenn man ihr nur die Arbeit der Untersuchung, des Vergleichens und der Entscheidung erspart. Diese Thätigkeit des Geistes liegt außer ihrem Bereiche. Die Gewerbefleißigen und die Handelstreibenden haben keine Muße dazu; die reichen Müßiggänger würden fürchten, ihre Verdauung und ihren Schlaf zu stören. Und dann, was ist ihnen im Grunde daran gelegen? Was kümmert es sie, ob dieser oder Jener zur Akademie gehört oder nicht? Ob auf dem Theater dies Stück oder ein anderes gegeben wird? Ob der große Schriftsteller des Tages Peter oder Paul heißt? Das ist die Sache ihres Journals; aus diesem schöpfen sie ihre Bewunderung oder ihre Abneigung. Die Charlatane benützen dies, und wie auch die Civilisation vorschreitet, die Charlatane machen immer Glück; sie verändern nur Form und Sprache, wie es die Zeit und die Menschen erfordern. Die Leichtgläubigkeit des zweifelhaften Thieres, Mensch genannt, ist unerschöpflich, trotz der Philosophen, welche sich zu allererst durch ihre eigenen Systeme täuschen lassen; und wenn wir nach ein oder zwei Jahrhunderten wiederkehren könnten, so zweifle ich sehr, daß wir durch das Gesetz über den öffentlichen Unterricht, welches man vorbereitet, in dieser Beziehung irgend etwas verändert finden würden.

Ein Mann von Geist, der, wie die Anderen, Mitglied einer Coterie war und es vielleicht noch ist, hat dieser Art von gegenseitiger Versicherung den Namen Kameradschaft (Camaraderie) gegeben. Das Wort hat Eingang gefunden, und obgleich die Akademie, welche überdies für Niemanden mehr eine Autorität ist, dasselbe noch nicht in ihr Wörterbuch aufgenommen hat, so ist es doch in der gewöhnlichen Sprache gebräuchlich. Umsonst macht sich das gute Publikum über diese Benennung lustig, welche auf die, die damit bezeichnet werden, einen Schein des Lächerlichen wirft. Es kennt alle Mißbräuche der Kameradschaft, aber es glaubt an die Verdienste der Kameraden. Es ist wahr, daß bald die Nachwelt mit ihrem eiferigen Griffel darüber kommt, und daß dieser große Cassations-Hof früher oder später den Urtheilen der Zeitgenossen Gerechtigkeit widerfahren läßt. Das Publikum und die Nachwelt sind zwei wesentlich verschiedene Dinge. Ersteres ist ein Leichtsinziger, oft von schlechtem Ton, launisch, leichtgläubig, veränderlich, vorübergehend wie die menschlichen Generationen, seine zufälligen Feindseligkeiten und seine ihm anbefohlene Bewunderung mit sich nehmend. Die andere ist eine Frau, ernst wie Minerva, immer jung wie diese, streng wie die Cumenide, welche Dupaty seinem großartigen Drest beigegeben hat; aber weder die Coteries noch ihre Koryphäen kümmern sich um die Nachwelt, ihnen liegt nur an dem Publikum. Nicht den Ruhm, sondern den Ruf suchen sie; und nichts reizt sie so sehr, als Getäusch und Vortheil. Was ist ihnen an der Zukunft, an der Meinung einer Welt gelegen, in der sie nicht mehr leben werden? Ihr

Horizont erstreckt sich nicht über das Grab hinaus. Ein Vortheil, den sie nicht auf materielle Weise genießen können, rührt sie wenig; eine Schande, welche nur ihr Gedächtniß trifft, kann sie nicht zum Erhöhen bringen. Der Geist, wenn sie dergleichen haben, verbindet sich bei ihnen nicht mit dem Sensualismus; nur das positive materielle Leben besetzt sie. Was sollten sie deshalb auch mit dem Gewissen machen? Es würde ihnen nur hinderlich seyn; sie schütteln dieses unerträgliche Joch ab.

Der Moralist sagt ihnen vergebens, daß es nicht zwei Gewissen im Menschen giebt, daß das innere Gefühl, welches das Wahre vom Falschen unterschreibt, auf alle Handlungen des Lebens angewendet werden muß. Die Coteries haben andere Grundsätze. Sie erkennen zwei, drei verschiedene Gewissen an. Zuerst das, welches mit den Bestimmungen des Civil- und Handels-Gesetzbuchs in Berührung kommt, und deren Uebertretungen durch das Straf-Gesetzbuch gerächt werden. Das Gut Anderer stehlen, ist in den Augen aller Welt, mit einigen wenigen Ausnahmen, ein Verbrechen. Außerdem haben wir aber noch ein politisches, ein literarisches Gewissen und das Gewissen des Journalisten. Hier hören die Strupel auf. Pläge, Ehrenstellen, den Ruf stehlen, das ist eine erlaubte Sache. In dieser Hinsicht nehmen es die Coteries nicht genau; man frage nur die Herren. Beinahe hätte ich Namen genannt, und das Verzeichniß würde nicht kurz gewesen seyn; aber ich will es noch lehren, vorsichtig zu seyn. Die Offenheit hat mir genug Feinde gemacht, man wird mir erlauben, die Zahl derselben nicht zu vermehren.

Die erste Sorge einer Coterie besteht darin, sich Helfen, Oberhäupter, Anführer zu schaffen; die zweite darin, sie geltend zu machen, und dazu ist die Vermittlung des Journalismus unumgänglich notwendig. Der Journalismus ist die Macht des Tages, und eine Coterie muß durchaus ein eigenes Journal haben. Dies ist leicht, und mit einem solchen Beistand wird Alles leicht; sie schiebt einige ihrer Adepten hinein, welche es übernehmen, die anderen zu beschützen, ihre Fehler zu bemänteln, ihre Verdienste zu übertreiben, ihre Gegner und ihre Nebenbuhler zu Grunde zu richten, kurz, die Geschäfte der Compagnie zu betreiben. Sie brauchen nur noch leichtgläubige Leser, und daran hat Frankreich Ueberfluß. Aus den ersten zwanzig Gestärkten werden bald hundert; und hat man es bis auf tausend gebracht, so ist der Sieg gesichert.

Wenn die Coterie wesentlich politisch ist, so hat sie das Budget und die Erlangung aller seiner Genüsse im Auge; sie bezeichnet im Voraus ihre Minister, ihre Staatsräthe, ihre General-Direktoren und ihre Präfecten. Ihr Ehrgeiz ist thätiger als der der literarischen Coteries. Sie geht rascher auf die Eroberung der öffentlichen Meinung und der Rednerbühne los. Einige Demonstrationen eines scheinbaren Patriotismus, einige Reform-Pläne, Geschrei nach Sparsamkeit und besonders Opposition machen einen merkwürdigen Eindruck auf die Massen, welche sich immer durch schöne Worte fangen lassen. Da die öffentlichen Kassen für den Steuerpflichtigen das allerempfindlichste sind, so neigt er sich leicht zu dem, der sie zu erleichtern verspricht. Aber die Auslagen gehören der Gegenwart an, die Erleichterungen der Zukunft, und immer der Zukunft; denn, wenn die Coteries zur Gewalt gelangen, so finden sie sich den allgemeinen Bedürfnissen gegenüber, und können über die Bedürfnisse Einzelner nur seufzen. Dann winden sie sich, so gut sie können, mit schönen Phrasen heraus. Aber um zu dieser Gewalt zu gelangen, die so beneidet und so beschwerlich ist, giebt es Hindernisse zu überwinden.

Es ist nicht genug, daß man einen Staatsmann in einem Salon fabrizirt, man muß ihn auch öffentlich gehörig hinstellen wissen, und das ist nicht die Sache eines Tages. Der große Mann macht dumme Streiche, sagt Albernheiten; man verheimlicht oder man entschuldigt sie, je nachdem sie mehr oder weniger allgemein bekannt geworden sind. Wenn es ihm einmal begegnet, etwas Vernünftiges zu sagen, so ertönen alle Posaunen der Coterie zu seinem Ruhm. Zuerst sucht man ihm den Weg zur Rednerbühne zu öffnen; denn nur über diese gelangt man zum Ministerium. Zu dem Ende werden die Wahl-Kollegien erforscht, wo Mangel an Kandidaten ist. Man findet einen gefälligen Wähler; man diktiert ihm einen Brief, den er aus eigener Bewegung an das Journal der Coterie richtet. Er ist allein seiner Meinung, aber er spricht im Namen Aller. Man macht durch vier Zeilen bekannt, daß die und die Stadt, das und das Arrondissement seine Blicke auf den Herrn so und so gerichtet hat. Die Wähler sind ganz erstaunt über die Idee, welche man ihnen unterlegt; aber genau betrachtet, ist der Name, den man ihnen hinwirft, kein neuer Name. Ein Journal hat denselben zehnmal

mit großem Lobe erwähnt; andere haben solches aus Gefälligkeit oder aus Mangel an Stoff wiederholt. Die Wähler besprechen sich darüber in den Kaffeehäusern. „Nun, warum denn nicht? Wir haben Niemand. Der ist eben so gut wie ein Anderer. Er ist überdies in Paris; er wird das ganze Jahr über für uns sollicitiren, während ein Deputirter aus dem Orte dies nur im Laufe der Session thun kann. Wir wählen den Pariser.“ Ein subalternes Ehrgeiziger wagt es, ihm zu schreiben, und der Kandidat ermangelt nicht, ihm zu antworten. Sein Brief erscheint in dem Journal der politischen Coterie. Der Name des gefälligen Kandidaten geht von Mund zu Munde, die Korrespondenzen vermehren sich, der Tag der Wahl rückt heran, und der Auserwählte der Coterie setzt sich endlich auf die schmalen und unbequemen Bänke der Wahlkammer. Seine Jungfern-Rede läßt nicht auf sich warten; sie wird von dem täglichen Organ der Partei mit einem künstlichen Enthusiasmus aufgenommen; es ist ein Wunderwerk der Vernunft, ein Meisterstück an Berechnung; Frankreich hat einen Demosthenes mehr. War der neue Deputirte bisher Schlingel, so wird er nun Beschützer; er reicht den Kameraden seine hülfreiche Hand, er zieht einen zweiten, einen dritten herauf; die Oberhäupter der Coterie gelangen alle zur Rednerbühne, und dann wirkt sie mit allen ihren Kräften auf die Kammer. Eine parlamentarische Fraction geworden, nimmt sie bald alle Gewohnheiten derselben, die ganze Kühnheit einer Partei an, welche sich ausbreitet und sich vermehrt. Bald ist nur sie allein im Stande, zu regieren; sie hat es sich schon längst im Stillen gesagt, jetzt erklärt sie es laut. Dreißig Narren wiederholen es, zehn Gehäusen lassen es drucken; und wenn das Land eine Epoche der Schwankungen und der Unbebaglichkeit erlangt hat, wo man mit nichts zufrieden ist, wo nichts dauert, wo ein Ministerium kaum so alt wird, wie eine Sonnenblume, so ist es fast unmöglich, daß nach ein paar Minister-Generationen eine schlaue, thätige und unruhige Coterie nicht ihrerseits die sieben oder acht Portefeuille's erhaschen sollte, die denen, welche sie besitzen, den Vortheil verschaffen, sich um den grünen Tisch in den Tuilerien zu setzen, 5 bis 600 Briefe täglich zu unterzeichnen, ohne sie zu lesen, allen politischen Personen als Amphitryonen zu dienen, Tausenden von Sollicitanten Audienz zu ertheilen, die Zielscheibe der Beleidigungen der Presse und einer Opposition zu seyn, welche ihre Stellen einnehmen will. Dann giebt es keine Würden und keine Ämter mehr, als für die herrschende Coterie. Wehe dem fremden Ehrgeiz! Zuerst die Adepten, dann die Verwandten, dann die Verbündeten, dann die Freunde. Alles wird angestellt, selbst die Bedienten. Man macht aus ihnen Portiers, Boten, Bureau-Diener. Die Kameradschaft schwimmt im Budget.

Die literarischen Coterien bewegen sich in einer anderen Sphäre. Es giebt allerdings auch einen kleinen Winkel im Budget, der ihnen bestimmt ist; aber das ist nicht der Rede werth, und deshalb bilden sich auch die literarischen Coterien nicht in der Absicht, auf Kosten des Staates zu leben. Sie haben eine andere Art von Steuerpflichtigen; diese sind freiwillig, und die Erhebung dieser Abgaben, welche dem Müßiggang und der Neugierde anferlegt werden, ist den Buchhändlern und den Theater-Kassirern anvertraut. Hier ist mehr wie irgendwo die Mitwirkung des Journalismus notwendig. Das schriftstellerische Volk theilt die Zeitungen unter sich, und eigentlich ist jedes öffentliche Blatt das Werk einer besonderen Coterie. Die Journale hüten sich wohl, zu sagen, daß sie die Leiter der öffentlichen Meinung sind, sonst würde sich dieselbe gegen sie auflehnen. Sie behaupten bescheiden, daß sie nur die Organe derselben sind; aber man glaube das nur nicht. Sie leiten sie aber ganz besonders im Felde der Literatur, und der Himmel weiß, wie! Jedes von ihnen hat seinen großen Mann, seinen Schriftsteller des Tages, seinen National-Dichter. Seit ich auf der Welt bin, habe ich ein Duzend Homere, Corneille, Voltaire, Rousseau's vorübergehen sehen, deren Namen ich vergessen habe, wie das Publikum. Nichts ist heutzutage so vergänglich, wie der literarische Ruhm. Nichts geht so rasch vorüber, als der Ruf der Feuilletons. Man hat ein Wort erfunden, um diese kurze Unsterblichkeit zu bezeichnen; dieses Wort ist die *Wague*, und alle Coterien nehmen die Erfindung desselben in Anspruch.

Sobald sie ihr Idol, ihren Souverain, ihre Sonne gefunden haben, quälen sich die Satelliten, die Gehäusen, das Gefolge zur Bewunderung und zum Enthusiasmus. Bei jedem seiner Werke geräth man außer sich, jedes seiner Worte wird mit Beifall, mit Jubel aufgenommen. Es ist der Erlauchte, der Erhabene, der Gargantua der Bande. Er kann nur Göttliches hervorbringen; und sobald die Sache nur erst feststeht, kann er dem Publikum alle Albernheiten und Abgeschmacktheiten, den ganzen mythischen oder philosophischen Pathos, die ein krankes Gehirn erzeugt, an den Kopf werfen. Die Coterie jubelt Hosiannah! Die Frauen sagen: „Köstlich, herrlich!“ Die Oh, Oh! und Ah, Ah! gehen von Mund zu Munde; das Publikum wiederholt sie und läuft in's Theater oder zum Buchhändler. Wehe dem, der zu protestiren wagte! Er brächte sein Leben oder seine Augen in Gefahr; mit den Göttern ist nicht zu spaßen. Um das Gestirn der Kameraden bewegen sich eine Menge Sterne zweiten Ranges, welche zwar jetzt noch vor der anerkannten Sonne erbleichen, die sich aber bemühen, ihrerseits Sonnen zu werden, und die Verbündeten helfen dabei, so viel sie können. Es ist interessant, sie bei der Arbeit zu sehen. Man wohne nur einer Abend-Vorlesung in einem Salon der Kameraden bei; es giebt keine unterhaltendere Komödie auf dem Theater. Sobald irgend ein Gedanke in einem Bers oder in einer Phrase hervortritt, so entschlüpft einem der Gehäusen ein Ausruf des Erstaunens, der sich bald der ganzen Versammlung mittheilt. Das Wort wird am anderen Morgen durch das Journal angezeigt und im Voraus als ein Meisterwerk angepriesen; die Freunde bereiten zehn Feuilletons vor, das Publikum

bezahlt, und die Auflagen vermehren sich mit einer unglaublichen Schnelligkeit. Die eine wartet nicht auf die andere; man braucht deren wenigstens fünf zu einem Erfolge, und der Buchhändler giebt sich mit der größten Bereitwilligkeit dazu her. Er bütet sich wohl, den Kamerad-Journalisten Ligen zu strafen, der ihm 20,000 Fr. für ein Manuscript abgenommen hat, welches diesem vielleicht 100 Thaler kostet. Das Publikum giebt ihm vielleicht seine 20,000 Fr. wieder, und übrigens kosten ihm in der Regel die fünf Auflagen nicht mehr als eine, da er sie alle fünf gleich beim Erscheinen des Werkes besorgt. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Exposé des principes élémentaires et raisonnés sur le meilleur système d'emprunts publics et sur le meilleur mode d'amortissement. (Das beste Anleihe- und Amortisations-System.) Von J. B. Juvigni. Pr. 8 Fr.

L'Ermitte de Belleville. (Ausgewählte politische, literarische und satirische Schriften von Ch. Colnet.) Pr. 6 Fr.

E n g l a n d.

Geschichte der Buccaniers (Flibustier) in Amerika.

(Fortsetzung.)

Die Buccaniers waren jetzt so zahlreich und mächtig geworden, und ihre plündernden Ueberfälle reicher und wohlbesetzter Plätze hätten so guten Erfolg gehabt, daß mehrere Kolonien sich gezwungen sahen, ihre Sicherheit durch Contributionen zu erkaufen, ähnlich dem black-mail, welches die Schottischen Räuber in früherer Zeit erpreßten. Allein diese Art von Abgabe vermehrte nur den Gewinn der Buccaniers und änderte bloß theilweise den Schauplatz ihrer Verwüstungen. Um diese Zeit entwarf der Pirat Mansvelt den Plan, ein unabhängiges Reich der Buccaniers zu gründen. Der Mittelpunkt eines Staates, der sich leicht nach allen Seiten hätte ausdehnen können, sollte die Insel St. Katharina (jetzt Old Providence) seyn. Dabin segelte Mansvelt (1664) aus Jamaica, erkürmte das Fort und legte eine Garnison hinein; aber der Englische Statthalter von Jamaica, der in den Buccaniers lieber gute Kunden als selbstständige Mitter saß, war mit dem Plan zu einer Niederlassung, die so weit außer dem Bereich seiner Kontrolle lag, sehr unzufrieden. Er untersagte die in Jamaica zu Förderung des Projectes angestellten Werbungen. Plötzlich starb Mansvelt, und ihm folgte der berühmteste Englische Buccanier, Capitain Henry Morgan. Er vereinigte mit der Tapferkeit und Kühnheit seines Vorgängers einen niedrigeren und brutaleren Charakter, Selbstsucht und Durchtriebenheit. Er war in Wales geboren und der Sohn eines achtbaren Landmannes. Von seiner Liebe zum Seeleben fortgerissen, fuhr er in früher Jugend nach Barbados und hatte hier das Schicksal jedes unbeschäftigten Abenteurers, nämlich in Sklaverei zu gerathen. Er entkam aber glücklich, schloß sich den Buccaniers an, ersparte etwas Geld und equipirte mit einigen Kameraden eine Barke, die er befehligte. Die Abenteurer machten eine glückliche Kreuzfahrt nach der Bai von Campeche, worauf Morgan den Mansvelt bei dem Sturm auf Providence unterstützte. Seine Bemühungen, dies Eiland zu behaupten, wurden vereitelt, weil der Statthalter von Jamaica sich hartnäckig weigerte, Rekruten dorthin abgehen zu lassen; auch die Kaufleute von Virginien und Neu-England wollten keine Unterstützung senden, und so fiel die Insel von neuem in die Hände der Spanier, und die Buccaniers mußten einen andern Zufluchtsort suchen.

Die Cayos, kleine Inseln an der Südküste von Cuba, waren eine Zeitlang ihr Vereinigungs-Punkt. Bei diesen Key's, wie die Engländer sie nennen, versammelten sie sich aus allen Quartieren, so oft sie eine gemeinsame Expedition im Auge hatten. Dorthin segelten jetzt zwölf Fahrzeuge mit mehr als 700 Streitern, Franzosen und Engländern, zu dem von Morgan angesagten Rendezvous. Ueber das Ziel der Unternehmung waren die Meinungen getheilt; Einige wollten Savannah angreifen, Andere hielten dies für zu gefährlich und entschieden sich für Puerto del Principe in Cuba, das auch wirklich nach verzweifelter Gegenwehr genommen und geplündert ward. Sobald die Buccaniers Meister des Ortes waren, sperrten sie die vornehmsten Einwohner in die Kirchen, um ungehindert plündern zu können. Viele dieser Unglücklichen starben vor Hunger; Andere wurden auf die Folter gespannt, um verheimlichte Schätze zu entdecken, die wahrscheinlich nur in der unsinnigen Einbildung der rohen und unwissenden Räuber existirten. Die erprekte Beute war jedoch ansehnlich. Fünfhundert junge Kinder bildeten einen Theil der Contribution, und die frechen Freibeuter nöthigten die Spanier, sie zu schlachten und für ihre Peiniger einzufalzen. Ein Hader zwischen einem Französischen und Englischen Buccanier, der bei dieser Gelegenheit vorfiel, schwächte die Streitkräfte Morgan's, weil viele seiner Gallischen Begleiter in Folge des Haders sich zurückzogen. Die Veranlassung dieser nationalen Zwistigkeit war, daß ein Englischer Buccanier einem Französischen die Mark-Knochen (marron-bones) wegbeschalt, die der Franzose für sich selbst mit Sorgfalt bereitet hatte. Eine Herausforderung war die Folge, und der Franzose wurde von seinem Gegner meuchterisch erstochen. Die Landleute des Ermordeten nahmen sich seiner an; Morgan warf den Mörder in Ketten und ließ ihn nachmals in Jamaica aufhängen. Dessenungeachtet traten die Franzosen von dem Bunde zurück.

Die Unternehmungen Morgan's zeigen von Talent, Kühnheit und kaltem Blute. Seine nächste Expedition entfaltete alle diese Eigenschaften in einem merkwürdigen Grade. Mit neun Schiffen und Boten, und 460 seiner Landleute beschloß er, Porto-Bello an-

Neueste Schilderung von Japan.

Aus dem nächstens herauskommenden Tagebuche des Holländischen Reisenden van Overmeer Fisscher.

zugreifen; allein er wagte den verwegenen Plan nicht eher mitzutheilen, als bis die Verschweigung desselben nicht länger rathsam war. Muthig entgegnete er denen, die ihm vorhielten, daß ihre Streitkräfte zu gering seyen: „unsere Zahl ist klein, aber unser Muth frisch, und je weniger Krieger, desto größer der Antheil an der Beute.“ Dies wirkte. Die Stadt wurde bald erobert, doch die Spanier in den Forts leisteten tapferen Widerstand, was die Belagerer aufs Heftigste erbitterte; denn eben in die Forts hatten die reichen Bürger Schätze und Kostbarkeiten gestücht. Eine starke Verschanzung mußte ohne Verzug genommen werden, man versetzte breite Sturmleitern, und Morgan zwang seine Gefangenen, sie an den Mauern aufzustellen. Viele von denen, die zu diesem Geschäfte gezwungen wurden, waren Priester und Nonnen, die man aus ihren Klöstern schleppte, in der Hoffnung, ihre Landsleute würden sie schonen, und die Buccaniers könnten, von ihnen geschirmt, ohne Lebensgefahr vorrücken. Allein der Spanische Statthalter dachte nur an seine Amtspflicht; und während die unglücklichen Gefangenen der Buccaniers ihn um Erbarmen flehten, feuerte er unaufhörlich von den Wällen herab, ohne sich darum zu kümmern, ob die Anrückenden Seeräuber oder die harmlosen bisherigen Bewohner der Klöster waren. Viele Mönche und Nonnen wurden getödtet, ehe noch die Sturmleitern standen; als dies aber bewerkstelligt war, erstiegen die Buccaniers mit Feuerkugeln und Töpfen voll Schießpulver die Mauern und brachen sich bald einen Eingang. Alle Spanier baten um Gnade, mit Ausnahme des Statthalters, welcher erklärte, er wolle lieber als tapferer Soldat sterben, denn als Feiger gefangen werden, und in Gegenwart seines Weibes und seiner Tochter gab er sechzend den Geist auf. Rasch folgte der nächste Akt des gräßlichen Dramas — Plünderung, Grausamkeit, viehische Ausschweifungen. Die Freibeuter ergaben sich so wahnsinniger Schwelgerei und Böllerei, daß sanftig beherzte Männer sie niederhauen und die Stadt wieder gewinnen konnten, wären nur die betäubten Spanier fähig gewesen, irgend einen vernünftigen Plan zu entwerfen. Während ihres funfzehntägigen unnatürlichen Schwelgens, in welcher Zeit man sich nur bei den Folterqualen der Gefangenen erholte, starben viele Buccaniers an den Folgen ihrer brutalen Ausschweifungen, und Morgan hielt es für gerathen, abzuweichen. Er schleppte so viele Kanonen mit, als er konnte, vernagelte die übrigen, füllte seine Schiffe mit Proviant und verlangte noch obendrein ein ungeheures Lösegeld für die Erhaltung der Stadt und der Gefangenen, welche insolente Forderung er sogar dem Statthalter von Panama zuschickte. Der Letztere rückte heran, allein die Piraten schnitten sein Corps in einem engen Pässe ab, und nöthigten es zum Rückzug. Die Einwohner sammelten 100,000 Ackerstücke, die Morgan gnädig annahm und absegelte.

Die Erstürmung einer so bedeutenden Festung mit einer Handvoll Leute, die obendrein nur Pistolen und Säbel führten, brachte Morgan in größeres Ansehen als jemals, und seine Einladung an die Küsten-Brüder, bei Isla de la Bacca oder der Kuh-Insel, wo eine neue Kreuzfahrt vorbereitet werden sollte, ihn zu treffen, ward so gierig aufgenommen, daß er sich an der Spitze eines zahlreichen Corps sah. Ein großes Französisches Buccanier-Schiff, das ihm seinen Beistand verweigerte, gewann er durch Hinterlist. Er lud nämlich den Befehlshaber und einige der tüchtigsten Leute zum Essen und besetzte sie unter einem scheinbaren Vorwand als Gefangene zurückzuhalten. Aber diese Verrätherlei brachte ihm wenig Vortheile. Während die Wachen, die er ins Schiff gelegt hatte, zechten und den Anfang einer neuen Kreuzfahrt feierten, flog es plötzlich in die Luft, und 350 Engländer kamen mit den Französischen Gefangenen ums Leben. Dieses unglückliche Ereigniß wurde der Französischen Rache beigegeben. Den wahren Charakter des schmutzigen Buccaniers beurkundete die Art, wie Morgan aus diesem Unglück Nutzen zu ziehen suchte. Als acht Tage der Trauer vorüber waren, ließ er die todtten Körper aufschneiden, ihre Kleider und die goldenen Ringe, die viele derselben trugen, ausziehen, und dann warf er sie wieder ins Meer, zur Speise der Haifische.

Morgan hatte jetzt eine Flotte von funfzehn Schiffen, von denen er einige dem Statthalter der Insel Jamaica verdankte, der an solchen Abenteuern zuweilen Antheil nahm. Seiner Streiter waren 1000; er hatte mehrere mit Geschütz versehene Schiffe, und sein eigenes führte 14 Kanonen. Mit dieser Streitmacht, die jedoch unterwegs, weil viele Theilnehmer aus Unzufriedenheit abjogen, um die Hälfte sich verringerte, feuerte er auf die Städte Gibraltar und Maracaibo los, die Colonnois schon früher besucht hatte. An dem ersteren Orte überbot Morgan noch wo möglich die Gräueltaten des Französischen Buccaniers. Die in die Wälder gestobenen Einwohner, welche man ergriff, wurden mit satanischer Kaltblütigkeit gefoltert, damit sie ihre Schätze entdecken. Morgan verlor so viele Zeit in Gibraltar, daß er sich plötzlich in einer gefährlichen Schlinge sah; es war all seine Klugheit und Geisteszugegenwart erforderlich, die Flotte zu retten; aber Kaltblütigkeit und rascher Entschluß gehörten zu den glänzendsten Eigenschaften dieser Menschen, deren ganzes Leben eine Kette von Gefahren bildete.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

- A short history etc. (Kurze Geschichte des Bank-Systems und des Papiergeldes in Nord-Amerika.) Von W. M. Gouge. Pr. 8½ S.
- Rich boys and poor boys. (Reiche und arme Kinder.) Von Misses Gosland. Pr. 2½ S.
- History of the East-India company. (Geschichte der Ostindischen Compagnie.) Von Cap. Thornton. Pr. 7 S.
- Elements of plane trigonometry. (Elemente der ebenen Trigonometrie.) Von Snowball. Pr. 7½ S.

Die Japaner glauben, daß ihr Reich anfänglich von sieben himmlischen Geistern, die auf einander folgten, beherrscht worden sey. Die ersten drei entstanden durch ihren eigenen Willen, die vier anderen hatten Gemahlinnen. Ihnen folgten fünf Erdengeister, unter denen die Sonnengöttin, Ten siu dai sin (der große Geist der himmlischen Klarheit) genannt, der erste war. Es ist dies die vornehmste Gottheit, die in ganz Japan verehrt wird, besonders in dem Tempel zu Ise, wo sie gewohnt haben soll. Nach der Meinung der Japaner stammen von dieser Göttin ihre Dairis oder Kaiser ab; man hält ihr Geschlecht für unvergänglich, und das Volk ist überzeugt, daß, wenn ein Dairi keine Kinder hat, der Himmel ihm deren verschafft. Noch jetzt findet ein Kaiser, der eines Thronerben ermangelt, einen solchen unter den Bäumen neben seinem Palast; gewöhnlich ist dies ein von ihm selbst insgeheim auserlesenes Kind aus einer erlauchten Familie seines Hofes, welches alsdann an den bezeichneten Platz hingestellt wird. Der Seogun oder Militair-Befehlshaber von Japan, der die ganze vollziehende Gewalt in Händen hat, bewohnt seit dem Jahre 1616 Jeddo, welches dieserhalb die östliche Hauptstadt genannt wird; der Dairi oder Kaiser wohnt in der sehr großen Stadt Miyaoto, an einem schönen Flusse gelegen, der in einem großen Binnensee entspringt und sich in das Meer ergießt.

Die Japanischen Lehnsherrn und Edelleute haben Wappen, die auf Allem, was ihnen zugehört, angebracht und selbst auf ihre Kleider gestickt sind. Der Zug eines Fürsten, den sein ganzes Gefolge begleitet, ist eines der schönsten Schauspiele; es herrscht dabei eine bewundernswürdige Ordnung. Vor ihm her trägt man Fahnen und Standarten, geziert mit seinen Wappen, die in Feldern verschiedener Farbe mit Gold gestickt sind; ferner Lanzen, Hellebarden, Flinten in zierlichen Futteralen von Seide oder anderen Stoffen, Federbüsche, weiße Pferdeschweife, die an lange Stöcke mit goldenen Kesseln und seidenen Quasten befestigt sind; Wogen und Pfeile in glänzend lackirten Köchern, aufgeschirrte Pferde, die Jagdbunde und Falken. Eine Schaar Musiker und prächtige Tragsessel (Marimon) folgen, und den Beschluß machen Kisten, welche Helm und Brustschild enthalten. Bei solchen und allen anderen Gelegenheiten beobachten die Japaner die Vorschriften der Etikette aufs genaueste, und Niemand nimmt sich etwas heraus, das sein Rang ihm verbietet, oder setzt die Würde eines Höheren, als er ist, aus den Augen.

Die Kaufleute stehen in Japan in keinem Ansehen, obschon sie meist sehr reich sind. Sie bestreben sich daher, den Fürsten und den Großen durch Dienste an Geld gefällig zu werden und hierdurch die Erlaubniß zu erhalten, in ihr Gefolge einzutreten, wodurch sie die Ehre erlangen, auszeichnende Merkmale zu tragen. Zu den niederen Klassen gehören die Krämer, Handwerker, Arbeiter und Bauern; letztere besitzen am wenigsten. Selten gehört dem Landmann das von ihm bearbeitete Feld; er nimmt es in Pacht, gewöhnlich unter der Bedingung, dem Eigenthümer drei Fünftheile des Ertrages zu geben. Die Meier wohnen in eigen gebauten elenden Hütten, aber trotz dieser Armuth giebt es auf dem Lande keine Bettler. Als das niedrigste Gewerbe betrachtet man das der Schinder, welche zugleich Senker und Kerkermeister seyn müssen; sie bilden eine Zunft und haben das Recht, an bestimmten Tagen des ersten und des letzten Monats im Jahre um Almosen zu bitten.

Die Gesetze sind streng und die Polizei gut, denn die Regierung unterhält eine große Zahl Spione, die sie von Allem, was vorgeht, genau unterrichten. In Folge der großen Strenge des Gesetzes werden viele Fälle, die, obschon in gewisser Hinsicht sehr wichtig, doch eigentlich keine Vergehungen sind, gar nicht vor Gericht gebracht, sondern unterdrückt. Dieses Verfahren heißt Naibun. Das entgegengekehrte wird Omite muki genannt; dies sind die auf wirkliche Verbrechen bezüglichen Prozesse, die öffentlich verhandelt werden, und bei denen keine Strafmilderung stattfindet. In den unmittelbaren Kaiserlichen Staaten ist ein Richter-Kollegium, das der Gouverneur präsidiert, für die Urtheile verantwortlich, vernachlässigt daher nichts, was zur Ermittlung der Wahrheit führen kann. Diese pflegt größtentheils deutlich aus den Verhandlungen hervorzugehen, und dann erst fällt das Gericht die Sentenz.

Vor dem Palaste des Seogun zu Jeddo und vor den Wohnungen der Kaiserlichen Statthalter stehen zwei Fuß lange viereckige Kästen, um etwaige Klagen gegen die Beamten der Regierung aufzunehmen; wer eine Beschwerde zu haben glaubt, kann dort eine Bittschrift hineinwerfen. Diese Behälter werden im Jahre sechs Mal geöffnet. Zwei Unterbeamte stehen dabei ununterbrochen Wache und beobachten diejenigen, welche eine Schrift hineinlegen. Solche Eingaben müssen mit dem Siegel, dem Namen und der Adresse des Klagenden versehen seyn und gehen direkt nach Jeddo. An bestimmten Tagen werden sie von dem Seogun allein entsegelt, und unverzüglich findet dieserhalb eine Untersuchung statt. Hat der Beschwerdeführer unrichtige Thatsachen angegeben, wird er zu Pferde durch die ganze Stadt geführt; eine papierne Fahne, bisweilen von 9 Fuß Länge, wird vor ihm her getragen, auf welcher sein Name, sein Alter und das Vergehen, dessen er sich schuldig gemacht hat, aufgeschrieben sind. Dies wird an allen Straßenecken und denjenigen Plätzen, wo die Kaiserlichen Verordnungen angeschlagen werden, laut vorgelesen. Hierauf wird dem Schuldigen auf dem Nichtplatz der Kopf abgeschlagen.

Die mit der Verwaltung der Kronländer und der unmittelbaren Kaiserlichen Bezirke beauftragten Statthalter können ohne Ermächtigung des Beherrschers keine Lebensstrafe vollziehen lassen. Die Lehnsherrn sind in diesem Punkte zwar unabhängig, scheuen sich aber

dennoch, von ihrem Rechte Gebrauch zu machen, indem eine Hinrichtung als ein Schwimpf für das Land betrachtet wird; ja sie ziehen sich des Seoguns Unzufriedenheit und Tadel zu, wenn durch ihre Schuld und Nachlässigkeit ihre Untertanen strafbare Handlungen, die den Tod verdienen, begangen haben.

Ungeachtet alle Japaner unter einerlei Gesetz stehen, so herrscht dennoch ein bedeutender Unterschied zwischen den Bewohnern der unmittelbar Kaiserlichen Provinzen und denen der Lehnsbesitzungen. Die Ehre, Untertan des Dairi zu seyn und ein Amt, das er verliehen, zu bekleiden, kommt dem Glücke nicht gleich, dessen die Bewohner der kleineren Staaten unter einer milderen Regierung sich erfreuen. Die Beamten des Seogun üben eine strenge Herrschaft aus; sie wechseln fast jedes Jahr und lösen nur einen gezwungenen Gehorsam ein. Man nöthigt die niedrigere Klasse auch zu Frohn-Diensten, die zwar ohne Murren geleistet, aber nicht gehörig bezahlt werden. Dagegen ist es Sache des Fürsten, sich die Zuneigung seiner Untertanen zu erwerben, damit durch gegenseitiges Vertrauen sein Ansehen aufrechtgehalten werde.

Eine Eigenthümlichkeit der Japaner ist ihr übertriebenes Ehrgeiz; die meisten ziehen den Tod einer Verurtheilung vor, und sie nehmen alsdann zu dem gefehlichen Selbstmorde ihre Zuflucht, welcher darin besteht, daß man sich den Bauch aufschneidet. Dies ist keine gerichtlich auferlegte Strafe, sondern das letzte Mittel jedes Wohlgefügten, durch welches er einer öffentlichen Verurtheilung und Uebeln ähnlicher Art entgeht. Es wird daher als eine verdienstliche Handlung betrachtet, Verbrechern, die ihrer Verurtheilung entgegensehen, die Mittel, sich zu entleiben, zu verschaffen. Alle Civil- und Militärbeamte sind mit dem Gedanken, früher oder später in die Lage des Bauchaufschneidens kommen zu müssen, so vertraut, daß sie außer ihrer gewöhnlichen Tracht stets auch noch einen zu diesem Selbstmord gehörigen Anzug und das nöthige Zubehör bei sich führen und sogar auf Reisen bei sich haben. Derselbe besteht aus einem weißen Rocke und einem hansteinernen Kleide, beides ohne Wappens. Man behängt dann auch die Außenseite des Hauses mit weißen Tapeten, denn die Wohnungen der Großen pflegen mit bunten Vorhängen, auf welchen ihre Wappen geschildert sind, von außen geschmückt zu werden. Der Gebrauch, sich den Bauch aufzuschneiden, ist so gewöhnlich, daß er beinahe nicht mehr beachtet wird. Die Söhne von Standespersonen üben sich in der Jugend mehrere Jahre, um jenes Geschäfte erforderlichen Falls mit Anstand und Geschick zu verrichten; dies macht ihnen besondere Ehre. Sie ergeben sich diesen Uebungen mit Eifer und erwerben sich früh eine große Verachtung des Todes, den sie daher auch der leichtesten Beleidigung vorziehen.

Im Jahre 1808 lief das Englische Kriegsschiff Phaeton in die Bucht von Nangasacki durch eine Wasserstraße ein, die wegen ihrer Klippen sehr gefährlich und dieserhalb von den sonst sehr wachsamem Japanern nicht gebüht worden ist. Man bemerkte das Schiff nicht eher, als bis es schon vor dem Papenberg, in der Bucht selbst und etwa eine Stunde von der Stadt, vor Anker lag. Als die Japaner, die es anfänglich für ein Holländisches Schiff hielten, die Englische Flagge aufziehen sahen, trafen sie Anstalten zu einem furchtbaren Angriff. Der Engländer, der im ersten Augenblick die Gefahr nicht bemerkt hatte, zog bei günstiger Fluth aus der Bucht ab und that sehr wohl daran, denn den folgenden Tag standen 11,000 Mann Bewaffnete zum Angriff bereit, und einige hundert Japanische Fahrzeuge waren an dem Eingange der Bucht versammelt, um das Schiff am Auslaufen zu hindern und in den Grund zu bohren. Nach den Befehlen von Japan war es dem Statthalter zu Nangasacki, der nach unseren Begriffen durchaus schuldlos an diesem Vorfalle war, nicht möglich, sich bei seinem Monarchen zu rechtfertigen. Um also seinem gewissen Unglück zu entgehen, entschloß er sich, freiwillig zu sterben. Nachdem er mit seinem Gokaro oder ersten Adjutanten sich beraten und die nöthigen Anordnungen getroffen hatte, verließ er den Regierungs-Palast, um ein Staats-Gebäude nicht zu entweihen, und begab sich in eines seiner Gartenhäuser, wo er, nach der Landessitte, den letzten Becher Wein trank und sich mit einem Säbel den Leib aufschnitt. Sein vertrauter Freund leistete ihm in diesem entscheidenden Moment Beistand; er ließ ihm ein kleines Messer in den Hals, um seinen Tod zu beschleunigen. Auch der Fürst von Fisen und Tistufen, dem die Obhut der Bucht von Nangasacki anvertraut ist, wurde als der Nachlässigkeit schuldig betrachtet, seine Strafe aber, da bereits ein Opfer gefallen war, in eine hunderttägige Haft in seinem Palast, der mit einer Breiterwand umgeben wurde, gemildert. Ueberdies mußte er der Wittwe und den Kindern des entlebten Gouverneurs eine jährliche Pension von 1000 Kobang (8000 Thaler) auszahlen.

Dst schickt der Hof einem vornehmen Verbrecher den Befehl zu, sich den Leib aufzuschneiden. Dieser läßt alsdann auf den zur Execution bestimmten Tag seine besten Freunde einladen, ist und trinkt mit ihnen und nimmt dann Abschied. Hierauf wird ihm der Befehl des Beherrschers abermals vorgelesen. Bei den Großen hat diese Vorlesung in Gegenwart ihres Schreibers und eines Haushofmeisters statt; hierauf hält die Hauptperson dieses tragischen Austritts eine Rede, bückt den Kopf gegen die Matte, die ihr zum Sitz dient, und haut sich mit dem Säbel quer über den Leib, daß der Hieb in die Eingeweide dringt. Einer seiner vertrauten Diener, der sich hinter ihm hält, schlägt ihm sogleich den Kopf ab. Diejenigen, welche einen besonderen Muth zeigen wollen, lassen noch einen zweiten Hieb der Länge nach und einen dritten in den Hals folgen. Eine solche Strafe hat nichts Entehrendes, und in der Regel folgt der Sohn dem Vater im Tode. (E. L.)

Bibliographie.

Beknopte geschiedenis etc. (Gedrängte Geschichte des Königreichs der Niederlande.) Nach dem Deutschen des Dr. Ferd. Philippi. [Wird nicht für unbrauchbar gehalten, wiewohl die Holländer selbst eine sehr gute gedrängte Geschichte ihres Landes von Engelberts Gerrits besitzen.]
Napoleon en Laura, of het schoone meisje van Orgon. (Napoleon und Laura, oder das schöne Mädchen von Orgon.) Pr. 2 Bl. 90 C.

Mannigfaltiges.

— Unsere Leiden selbst sind nicht ohne Genuß. Ein Beispiel wird diese allgemeine Behauptung am besten ins Licht setzen. Bierzehn Jahre sind es ungefähr, daß der Tod die Prinzessin Charlotte und ihr neugeborenes Kind hinraffte. Jene, die geliebteste Person im ganzen Königreiche; dieses, Erbe des ersten Thrones der Welt, wiewohl es nicht einmal lange genug lebte, daß man einen Namen auf seinen Sarg setzen konnte. Der Schmerz des Publicums bei dieser Gelegenheit war tief, aufrichtig und anhaltend. Und doch, wer zweifelt wohl, daß das Interesse (das Wort in seiner edelsten Bedeutung genommen) an diesem Ereigniß weit höher und inniger war, als es bei dem Verlust derselben Personen unter anderen nicht so betrübten und der ganzen Nation so schmerzhaften Neben-Umständen gewesen wäre? Man fand einen Genuß darin, sich in dem Tone des tiefsten Kummers von den Tugenden und der Amuth der Tochter Englands zu erzählen; einen Genuß, den Tag ihres Begräbnisses als einen heiligen Ruhetag zu feiern; seine Thränen mit denen des ganzen Britischen Volks zu mischen, als man ihre Reste ins Grab sentte. Man fand einen Genuß, die Zeilen zu lesen, die Beredsamkeit und Dichtkunst dem Preise ihres Ruhmes und der Trauer über ihren Verlust widmeten. Jede Erinnerung ihres Namens, nachdem der erste Schmerz über ihren Tod vorüber war, führte ihren Genuß mit sich, und ihr Andenken wurde in so manchem Herzen als Altarbild aufgestellt, in dem sie einst hätte herrschen sollen. (Montgomery, Lectures on poetry.)

— Vergangenheit und Zukunft. „Bin ich nur erst ein Mann!“ ist der poetische Gedanke des Knaben. „Da ich noch ein Kind war!“ spricht eben so poetisch das gereifte Alter.

(Montgomery, Lectures on poetry.)
— Neuer Brennstoff. Herr John Hancock zu Fusham soll, wie man uns versichert, eine Composition erfunden haben, die im Wasser fortbrennt und durch keine Art von Feuchtigkeit gelöscht werden kann. Sie gleicht in jeder Hinsicht dem so berühmten Griechischen Feuer. Er schlägt die Anwendung derselben vor, nicht zum Verderben der Menschheit, sondern um den Bergleuten in vielen Fällen das Leben zu retten. Es ist der vollkommenste und sicherste Brennstoff, der je erfunden wurde, da weder Feuchtigkeit, noch Dünste, noch Wasser ihm etwas anhaben können. Auch kann man ihn ganz nach der Zeit einrichten, so daß er langsam oder schnell brennt, wie man es haben will; dabei ist er nicht theurer, als jeder andere Docht. (Literary Gazette.)

— Zähmung der Schlangen. Von der Art, wie man in Ostindien gewisse Schlangenarten zähmt, erzählt ein angesehener Beamter der Englisch-Ostindischen Compagnie zu Madras folgendes Beispiel: „Eines Morgens“, berichtet er, „hörte ich beim Frühstück meine Valantinträger laut schreien und lärmten und erfuhr, daß sie eine große Schlange von der Gattung der Klapperschlangen (cobra capella) gesehen und sie zu erlegen suchten. Als ich heraustrat, sah ich das Thier einen ziemlich hohen Wall hinaufstrecken und von da sich in die Oeffnung einer alten Mauer flüchten, von wo heraus es uns mit seinen glänzenden Augen ansah. Da es den Nachstellungen meiner mit Stöcken bewaffneten Leute entgangen war, so wollte ich bei dieser Gelegenheit mich überzeugen, ob die Sage von der Wirkung der Musik auf Schlangen gegründet sey. Ich fragte nach einem Schlangenfänger, und da ich hörte, daß in einem drei Englische Meilen entfernten Dorfe ein solcher zu haben sey, so ließ ich ihn holen. Mittlerweile wurde das Thier sorgfältig bewacht, versuchte auch, so lange es uns im Gesicht hatte, keine Flucht. Nach einer Stunde kam mein Bote zurück und brachte einen Schlangenfänger mit. Dieser Mann hatte, außer einem Tuch um seine Lenden, keine Bekleidung an seinem Körper, und trug nichts, als 2 Körbe, einen leeren Korb und den anderen voll zahmer Schlangen. Dies und seine Pfeife war Alles, was er bei sich hatte. Er stellte die Körbe in einer kleinen Entfernung auf die Erde und ersstieg mit der Pfeife den Wall. Jetzt fing er zu pfeifen an, und auf die Töne der Musik kam das Thier langsam und allmählig aus der Höhle. Sobald man es erreichen konnte, packte es der Mann geschickt bei dem Schweife und hielt es in Armeelänge so fest, daß die Schlange vergeblich den Kopf nach allen Richtungen drehte, um ihren Ueberwinder anzugreifen. Der Mann kam hierauf den Wall herab und steckte die Schlange in den leeren Korb, dessen Deckel zugemacht wurde; darauf fing er wieder zu spielen an und hob nach einer Weile den Deckel etwas in die Höhe. Die Schlange fuhr wild auf und wollte entfliehen, sogleich ward der Korb wieder zugemacht; die Musik war ohne Unterbrechung fortgegangen. Zwei bis drei Mal ward dies Verfahren wiederholt, und es dauerte nicht lange, so sah die Schlange, als neuerdings der Deckel gehoben wurde, ruhig auf ihrem Schweife, lästete ihre Kappe und tanzte so ruhig als die zahmen Schlangen in dem anderen Korbe; an Versuche, zu entweichen, dachte sie nicht mehr.“